

Die Fremden, die in mein geliebtes Dorf kommen, haben es gleich heraus: „Es ist viel zu weit bis zum Wald.“ Das stimmt, ich kann es nicht bestreiten. Doch alle Wege, die zum Wald führen, schlängeln sich durch die Felder hin. Macht sich denn keiner etwas aus den Feldern?

Anscheinend nicht. Keiner singt ihr Lied, keiner scheint sie zu lieben. Wohl, ich liebe sie und ich singe ihr Lied. Wenn's in der Stadt Frühling wird, denke ich an die Felder, die nun ergrünen, während der Hufplattich seine gelben Scheiben der Sonne entgegenhebt. Und all die schöne Zeit hindurch, die dann kommt, lebe ich mit den Feldern, wo immer ich sein mag. Ich weiß, wie die Halme wachsen, auch wenn ich sie nicht sehen darf, ich weiß, welche Blumen an den Rainen erblühen: im April, im Mai, im Juni

Wenn es mir gegönnt ist, im Juni schon in mein geliebtes Dorf zu kommen, dann wuchern an den Rainen die Margueriten, die Skabiosen blühen und der wilde Thymian duftet, von den Hummeln umworben. Niemals fahre ich bis ins Dorf, ich steige immer schon vorher aus, dort wo der Wald aufhört und die Felder beginnen. Es wäre kein rechtes Heimkommen, könnte ich nicht durch die Felder ins Dorf gehen. Wenn es niemand sieht, setze ich mich wohl ein wenig an den Straßenrain zu einem der Skabiosenbüsche, deren sanftes Violett so zart gegen das helle Seidengrün der Halme steht, und feiere meine Heimkehr zu den Feldern.

Anders, ganz anders ist die Heimkehr zu den Feldern, wenn es Juli ist und die Ähren schon reif werden zum Schnitt. Dann leuchtet schon weithin der rote Mohn aus dem mittäglichen Feld und der Wind spricht eine andere Sprache mit den erstarrten Halmen und den gelben Ähren, die sich hart aneinander reiben. Alles ist laut und wild und heiß. So ist das Leben auf seinem Höhepunkt und so ist es angesichts des Todes, der mitten darein fällt. Das Dengeln der Sensen vermischt sich mit dem Knistern der Ähren zu einer Melodie, die gleichermaßen dem Leben angehört wie dem Tod.

Wenn man sommerabends durch ein Kornfeld geht, das seiner letzten Nacht entgegenharrt, weiß man sehr tief vom Sinn des Lebens. Es geht auf den Tod zu, ja, unwiderruflich! Doch das ist nichts, worüber man traurig sein müßte. Soll man trauern darüber, daß sich Verheißenes erfüllt? Alles Werden, Wachsen und Reifen — wird es nicht erst bestätigt zur Stunde der Ernte? Entscheidet sich nicht erst zur Erntezeit der Wert des Gewordenen? Kein Hagel hat es verdorben, kein Unkraut hat es erstickt, kein Feuer hat es versehrt und also kann es eingebracht werden. Brot wird aus dem Korn. Wir wollen es essen in Dankbarkeit für den Segen des Himmels, der mit unseren Feldern war. Doch nicht aus allen Körnern wird Brot. Viele von denen, die da der Ernte entgegenharrten, werden wieder in die Erde versenkt, werden keimen und wachsen und grünen und reifen — immerwährendes Weitergeben des Lebens. Denken wir jemals darüber nach, wenn wir über die Felder gehen, daß das gar nicht so selbstverständlich ist? Daß es eines von den tausend und aber-tausend Wundern dieser Erde ist, an denen wir nur deshalb so gleichmütig vorübergehen, weil wir unser Kinderstaunen verloren haben im Lauf eines zu lauten Lebens? Nein, sagt mir nicht, es sei zu weit bis zum Wald; sagt mir nicht, man müsse zu lange durch die Felder gehen. Denn ich liebe die Felder und ich singe ihr Lied, und keine Handbreit von ihnen möchte ich missen.

G. Steinitz-Metzler. Wien

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1959

Band/Volume: [1959_1-3](#)

Autor(en)/Author(s): Steinitz-Metzler Gertrud

Artikel/Article: [Lob der Felder. 19](#)